

Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Herold.

Grand Island, Nebr., Donnerstag, den 17. Mai 1917

Passiver Widerstand.

Von Maxim Gorki.

Ein gutbürgerlicher Mann dachte lange darüber nach, welche Stellung zum Leben die beste sei. Er entschied sich endlich für den passiven Widerstand.

„Ich werde aufhören, dem Bösen mit Gewalt zu begegnen; ich werde es durch Geduld überwinden.“ — Es war nicht Charakterstärke, was ihn zu diesem Entschluß brachte, der sein Gemüt beruhigte.

Die Spione des Polizei-Direktors Igemon hörten davon; sie beobachteten den Mann und stellten dann folgenden Bericht ab:

„Unter den Bürgern, deren Gebahren Verdacht erregt, ist einer, der plötzlich seine Lebensführung in ungewöhnlicher Weise geändert hat. Er hält sich fern vom Verkehr mit Menschen und spricht kaum noch zu jemand. Man muß annehmen, daß er darauf aus ist, die Behörden zu hantieren, indem er den Anschein zu erwecken versucht, daß er überhaupt nicht existiert.“

Igemon las den Bericht und bekam einen Wutanfall.

„Wie, wer existiert nicht? Man führe mir den Mann vor.“

Der Bürger wurde gebracht und Igemon kommentierte: „Durchsucht ihn.“

Die Beamten besorgten dies in gründlicher Weise. Sie nahmen ihm alles fort, was einen Wert hatte. Die Uhr, den goldenen Armband, selbst die Goldfüllung aus seinen Zähnen kramten sie heraus. Die neuen Hosen wurden ihm abgenommen und da man ohne Hosenträger auch keine Hosenknöpfe brauchen kann, so schnitten sie ihm die Knöpfe ab.

„Habt ihr etwas Verdächtiges an ihm gefunden?“

„Nichts weiter, und was überflüssig war nahmen wir von ihm.“

„Und in seinem Kopf?“ „Es scheint, daß in seinem Kopf nichts enthalten ist.“

„Dann wollen wir zum Verhör fahrriten.“

In der Art wie der Arrestierte seine Hosen in die Höhe zu halten suchte, konnte Igemon erkennen, daß er auf alle dringenden Eventualitäten und Notlagen vorbereitet war. Aber er wollte ihn nicht mitde behandeln, er dachte ihn gleich beim ersten Einbruch niederzuknien, seine Seele zu zerretzen und so brüllte er ihn an:

„Ah, so find Sie also doch gekommen. Sieh mal an, will nicht gehen.“

Der Bürger sagte ruhig:

„Ja, ich bin gekommen und habe mein ganzes Wesen mitgebracht.“

„Was treiben Sie eigentlich?“

„Ich tue nichts, ich habe mich einfach dazu entschlossen, durch Geduld alles zu besiegen.“

Der Beamte schäumte vor Ärger.

„Was, siegen wollen Sie?“

„Ja, das Böse will ich überwinden.“

„Seid still.“

„Ich habe nicht Sie gemeint.“

Igemon glaubte ihm nicht.

„Wenn Sie nicht mit mir meinen, wen meinen Sie denn?“

„Mich selbst.“

Der Beamte war überrascht.

„Warten Sie einen Augenblick, was verstehen Sie unter Bösesein und Uebel?“

„Widerstand.“

„Sie lügen.“

„Der Himmel weiß, ich lüge nicht.“

Der Beamte wurde unruhig, Schweiß brach an ihm aus.

„Was fehlt diesem Menschen?“

„Wachte er — und nach ein paar Sekunden Ueberlegung stellte er die Frage:“

„Was erstreben Sie denn eigentlich?“

„Ich erstrebe nichts.“

„Nichts, nur erlauben Sie mir, den Menschen Geduld zu lehren, durch mein eigenes Beispiel.“

Igemon überlegte nochmals, seinen Schurz durch die Zähne klemmend. Er hatte eine Seele, die manchmal, wenn er mit der Arbeit, den Widerstand ungehorsamer Menschen zu brechen, nicht beschäftigt war, sich weichen Träumen hingab, die ihm Bilder vom Weltfrieden, von der Erhebung und Reinheit der Seele vorführten.

Er sah jetzt den Bürger mit Ueberzeugung und Bestürzung an und fragte dann scharf:

„Es ist noch nicht lange her, da dachten Sie gerade das Umgekehrte, daß man dem Uebel mit Macht widerstehen müsse. Und jetzt?“

„Wie kam es, daß sich ihre Ansichten so vollständig änderten?“

Der Mann antwortete:

„Evolution.“

„Gut, Bruder, so ist unser Leben. Erst ist es dies, dann ist es das. In allem ist Irrtum und Fehlschlag. Wir schwanken von einer Seite zur anderen, aber wir wissen nie auf welcher Seite wir uns dauernd niederlassen sollen. Wir haben keine Wahl.“

Igemon seufzte. Allerlei traute, sich widersprechende Gedanken jubelten ihm durch den Kopf. Es ist ja wahr, ein Bürger so nachgiebig und friedliebend zu sein, ist schön, erhebend. Doch, wenn jedermann aufhören würde, Widerstand zu leisten, würden dann nicht die Beamten überflüssig werden und damit die Gehälter, Reispesonen und die anderen angenehmen Sporteln, die man unter der Hand machen kann? ... Ach, Unsinn, es kann nicht sein, daß kein Quantenwiderstand in dem Keel zurückgeblieben ist. Der Schutz verleiht sich nur; wir müssen ihn auf die Probe stellen.“

Endlich kam dem Beamten ein, wie es ihm schien, guter Gedanke. Er befohl den Untergebenen:

„Placiert diesen glücklichen Mann in die dritte Sektion der Feuerwehr, er soll bei der Stallreinigung angestellt werden.“

Dies geschah. Der Bürger gab sich mit Eifer der Ausmischung der Ställe hin, ohne ein Wort zu sagen. Igemon war gerührt. Die Geduld, die alles ohne Murren ertrag, war echt. Er fühlte sein Vertrauen zu dem Manne wachsen.

„Aber dennoch, wenn jeder Mensch so handeln wollte?“

Nach kurzer Probezeit, die gut bestanden wurde, nahm Igemon den Mann zu sich in das Bureau. Hier gab er ihm zum Abschreiben einen gefälligen Bericht, von ihm selbst verfaßt, in dem über den Einlauf und Verbrauch gewisser Summen Rechnung gelegt wurde. Der Mann des passiven Widerstandes schrieb den Bericht ab und bewachte Schweigen über die schwindelhaften Angaben, die darin vorkamen.

Igemon fühlte sich tief ergriffen, er war nahe daran, Tränen zu vergießen:

„Es ist Unrecht, ihm zu mißtrauen. Es ist ein sehr brauchbarer Mensch, trotzdem er lesen und schreiben kann.“ Er rief den Mann zu sich und sagte zu ihm:

„Ich glaube an Sie. Predigen Sie ihre Wahrheit, aber behalten Sie die Augen offen.“

Der Bürger zeigte sich nun auf den Märkten, bei Festen und Zusammenkünften, in großen und kleinen Städten und Dörfern. Ueberall rief er die Menschen zur richtigen Lebensführung auf und da er so sanft und leutselig war, vertrauten ihm die Menschen. Viele beichteten ihm ihre verboltenen Taten, wie und wo sie sich gegen die Behörden schuldig gemacht hatten; ja, ihre innersten Gedanken, welche sie sonst keinem offenbart hätten, vertrauten sie diesem sanftesten Menschen an. Einer wollte etwas hehlen, oder dabei betroffen zu werden. Ein zweiter wollte jemand betrügen; noch ein anderer war damit zufrieden, einen Gegner zu verzeumben.

Der Mann gab allen den Rat:

„Gebt alle diese wüsten Wünsche auf, denn es steht geschrieben, daß alle menschliche Existenz leiden muß, doch das Leiden entsteht erst durch Wunsch und Begier. Datum müßt ihr Wunsch und Begier in Euch zerhören.“

Die Leute waren erfreut über diese Botschaft. Es lag so vernünftig aus und es war so einfach. Wo sie nun gerade standen, da legten sich die Menschen hin. Alle fühlten eine große Erleichterung.

Wie lange es dauerte, wird nicht berichtet, doch eines Tages geschah es, daß Igemon plötzlich fühlte, wie tiefer Frieden ihn umhüllte, wie ein Licht erhellte ihn, doch er versuchte ein entschlossenes, mutiges Gesicht zu machen:

„Die Schufe verstellen sich.“

Inzwischen begann sich allerlei Ungeziefer, dessen Vertilgung aufgegeben hatte, furchtbar zu vermehren. Es gebrauchte gar keine Vorsicht mehr und wurde frecher in seinen Angriffen auf die Haut.

Welch unheimliche Stille, dachte Igemon, sich hier und da auf dem Körper tragend, um das unerträglichste Juden zu vertreiben.

Er rief einen folgamen Bürger zu:

„Komm und bestreife mich von der stehenden Plage.“

„Ich kann nicht.“

„Was meinst du damit, Schafstopp?“

„Ich kann nicht. Selbst wenn sie ihnen zusehen; sie sind lebendige Wesen und“

„Ich verwandle dich in einen Leichnam noch in diesen Augenblick.“

„Ganz wie Sie wollen.“

Und so ging es in allem. Sie antworteten alle in demselben Ton:

„Ganz wie Sie wollen.“

Doch das bedeutete nicht, daß sie ausführten, was er befahl. Igemons Palast war zerfallen. Eine Unmenge Ratten trieben ihr Unwesen zwischen den Mauern und Wänden; sie fraßen die Dokumente, Verträge, Eigentumsurkunden und starben dann an Vergiftung. Doch immer kamen wieder neue Geschlechter heraus, so daß sie im ganzen mehr zunahmen als sich an Zahl verringerten. Igemon selbst sank tiefer und tiefer in diese schreckliche Untätigkeit. Er lag auf einem alten Sofa und dachte an die Vergangenheit. Wie gut das Leben da gewesen war! Die Bewohner des Distrikts versuchten auf jede mögliche Art den Gesehen und seinen Befehlen — trotz zu bieten. Sie leisteten Widerstand und manche darunter trieben es soweit, daß sie hingerichtet werden mußten. Da gab es dann allerlei Anlässe zu Festlichkeiten, Zusammenkünften, auf welchen die Ordnung, das Gesetz gepriesen wurden. Man trug gute Sachen auf; Pfannkuchen und Getränke, für die nichts bezahlt zu werden brauchte.

Ober ein Bürger betrieb ein neues Unternehmen; man mußte untersuchen, ob es mit den Regulationen, Ordinalen überein stimmte, woraus sich ansehnliche Summen für Reiskosten, Hotel-Aufenthalt u. s. w. ergaben. Wenn er der Regierung einen Bericht einbrachte, wie er alle unzufriedenen Elemente in seinem Distrikt ausgerottet hatte, pflegte er gutes Lob und einen extra Zuschuß zu seinem Gehalt einzubringen.

Es war gut, von dieser sonnigen Vergangenheit zu träumen, aber es war ärgerlich zu denken, daß die anderen Igemons, seine Nachbarn, nach wie vor auf der alten bequemem Basis weiter wirtschafteten. Die Unterthanen leisteten ihnen wader Widerstand, so kräftig, wie es ihnen nur möglich war. Lärm und Unordnung herrschten. Die Igemons sahen überhört mit Strenge dazwischen, ohne ein Ziel für allgemeine Besserung der Zustände zu haben. Es war vorteilhaft für sie und kurzweilig noch oben drein.

Der Bürger fiel ihm ein, von dessen Gerede über passiven Widerstand er sich hatte weidlich stimmen lassen.

„Beim Himmel, dieser Kerl hat mich zum Narren gehalten“, rief er aus.

Er sprach auf, raste durch den ganzen Distrikt, schüttelte, ohrgelächte die Leute, sie wütend ansprechend: „Vorwärts! Macht auf! Erhebt Euch!“

Es war nichts mit ihnen anzufangen. Er versuchte sie an den Krügen empor zu ziehen, doch das Zeug war alt, vermodert, es zerfiel unter seinen Händen.

„Die Teufel“, schrie er verzweifelt, „was ist nur in sie gefahren. Schaut auf eure Nachbarn. Sogar China —“

Die Leute rührten sich nicht; sie blieben liegen; nur die Energischsten unter ihnen drehten sich auf die andere Seite.

„Oh Herr des Himmels, es ist etelhaft, was kann man dagegen tun!“

Er versiel auf eine Fintze, beugte sich über einen Mann und flüsterte ihm ins Ohr:

„Bürger, das Vaterland ist in Gefahr. Ich schwöre es dir, es ist in großer Gefahr. Bei allem, was dir heilig ist, lege dein feindliches Widerstand entgegen. Man hört, daß Freireiten bedroht werden, daß alles erlaubt ist, was früher verboten war. Hörst du mich, Bürger?“

Der sterbende Bürger aber murmelte nur: „Mein Vaterland ist in Gott.“

Die anderen waren überhaupt nicht zum reden zu bewegen.

Diese verfluchten Fatalisten! Sieht doch endlich auf! Ihr könnt heilig sein, was Euch früher bedrückt hat, den schärfsten Widerstand entgegen setzen.“

Einer, der früher ein fröhlicher Burische gewesen war und sich durch Freude an Reizeien ausgezeichnet hatte, erhob sich ein wenig, blickte sich um und sagte:

„Warum sollen wir widerstehen? Es gibt nichts zum widerstehen.“

„Aber das Ungeziefer?“

„Daran sind wir gewöhnt.“

Igemons Verstand erhielt den letzten Stoß. Er rekte sich in die Höhe und mit einer Stimme, die unter anderen Verhältnissen die Menschen erschütteret haben würde, rief er:

„Ich erlaube alles! Tut was ihr wollt — frecht Euch gegenseitig auf.“

Die Stille, die Ruhe ringsum waren unerträglich. Igemon sah, daß alles verloren war. Er fing an laut zu weinen, heiße Tränen flossen seine Wangen herab. Er raufte sich das Haar und versuchte es noch einmal:

„Bürger, liebe Brüder, was soll ich tun? Muß ich denn ganz allein die Revolution anfangen? Denkt doch nach, die Revolution ist historisch notwendig, vom nationalen Standpunkt, die Zustände im Lande in Betracht gezogen, ist sie unvermeidlich, aber es ist doch ein Ding der Unmöglichkeit, daß ich sie allein durchzuführen kann. Ich habe ja nicht einmal mehr die Polizei für diesen Zweck ins Feld zu führen, das Ungeziefer hat sie gefressen.“

Die Bürger zwinkerten nur ein wenig mit den Augen. Selbst wenn man sie mit einem Pfahle durchstochen hätte, würden sie kaum einen Laut haben hören lassen.

Und so starben sie denn alle in Schweigen dahin, ganz zuletzt, in voller Verzweiflung, auch Igemon.

Aus dieser Erzählung ergibt sich, daß man selbst in der Ausübung der Tugend der Geduld eine gewisse Mäßigung einhalten muß.

Spaziergang.

Von Stefan Großmann-Wien.

Die Leute halten den Herrn kaiserlichen Rat Reichenberger für Gottwehlig was für einen Witz. Er geht an jedem Nachmittag nach Burenschluß langsam, behaglich, im Pelz oder im Sommerjacket durch die belebtesten Straßen. Zwei Stunden mindestens summiert er so ganz ziellos durch die Stadt. Er ist durchdrungen davon, daß er diesen paar Stunden im Freien seine lustigen roten Baden verbringt, die ihm ein ganz lebensfrohes Gesicht geben, namentlich seit der Badenart vom Hellblonden ins Silberweiße übergeht. Ein so alter Spaziergänger fühlt sich auf der Straße gewissermaßen zu Hause. Die Kutscher grüßen Herrn Reichenberger, trotzdem der kaiserliche Rat noch nie einen Mietwagen benutzt hat. An Sommermorgen stehen die Besitzer der Geschäftsläden gelangweilt vor den Türen und sind sehr geehrt, wenn der Herr kaiserliche Rat im Vorbeigehen ein paar nette Worte an sie richtet. Dann fragt der Jüwelier nach dem Befinden des Herrn Reichenberger selbst. Die zweite Frage gilt gewöhnlich dem ältesten Sohn des kaiserlichen Rates, der als Militärarzt in Bosnien steht, die dritte Frage gilt dem jüngsten Herrn Reichenberger, dem, der heuer im Sommer die Matura bestanden hat.

An den ersten lauen Frühlingstagen kommt es vor, daß die Spaziergänge des Herrn kaiserlichen Rates drei und vier Stunden dauern. Einmal ist er im vorigen März auf der Straße mit einem blutigen Pugmachermädel, das eine enorm große Schachtel am mageren Arm hängen hatte, ins Gespräch gekommen und ist mit der umfänglichen Kleinen bis nach Döbling gewandert. Die Jüwelier und Philister meinen, daß der alte Herr so einem jungen Mädel alterhand ungehörige Geschichten erzählt, um so sich und ihm die Zeit zu vertreiben. In Wirklichkeit stellt er nur geschickt in oder die andere menschliche Frage. Man kommt unversehens ins Plaudern. Herr Reichenberger fragt gemächlich mit dem stillen Humor, den nur gute alte Leute haben, was denn heute mittag zu essen am Tisch gestanden sei. Ganz von selbst ergibt sich dann das Gespräch, daß Fleisch nur zweimal in der Woche des Pugmachermädels auf den Tisch kommt, weil sechs Geschwister noch da sind, viere noch in der Schule, die zwei größeren Mädels schon in der Arbeit. Abends ist immer nur Butterbrot und höchstens, wenn's kalt ist, Tee dazu. Aber nach dem Nachtisch, da sitzen alle um den Tisch herum, die sieben Geschwister und der Vater (die Mutter ist meistens müde und schlafen gegangen) und dann liest der Gustav, der Bub, der in die Gewerbebeschäftigung geht, offener. Entweder den Roman aus der Zeitung oder aus einem Buch, das es vom Verein hat. Manchmal, klagt das Pugmachermädel, werden leider den ganzen Abend nur Witze gemacht.

Der kaiserliche Rat geht daneben und hört dem frohen Kind zu. Wenn er abends auf der Straße stände und wie ein Gassenjunge

durchs Fenster in die Parterrewohnung hineinguckte, wo die sieben Geschwister mit dem Vater nach dem Nachtisch saßen und über dumme Witze lachten, dann könnte er die Leute nicht deutlicher vor sich sehen als jetzt, während die schlante Kleine schwitzt und schwächt.

Damals ist Herr Reichenberger bis nach Döbling mitmarschiert, so viel Spaß hat ihm das sorglose Gelaube des Pugmachermädels bereitet. Ein anderes Mal hat er auf der Straße ein richtiges Dntelverhältnis mit einem sechsjährigen Jungen angefangen, der aus purer Ungelassenheit den großen alten Herrn plötzlich von rückwärts angefaßt hatte, um ihn mit seinen Kinderhänden vorwärts zu schieben. Im ersten Moment hatte sich Herr Reichenberger zornig umgedreht, denn nichts ist ihm so verhaßt, als auf der Straße gestochen oder gedrängt zu werden. Da trabte der Knirps aber schon ganz froh zwischen seinen Beinen. Die alte Frau, der der Bub entwischt war, entschuldigte sich viele Male: „Rein, so eine Redheit. Wari, nur, Kandi, Du wirst es zu Hause kriegen.“ Weil das ein bißchen drohend klang, nahm sich der kaiserliche Rat des Jungen an, holte ihn mit einem geschickten Griff aus dem Verkehr im Pelz herauf, nahm den Jungen an der Hand und kam natürlich bald in ein ganz vertieftes Gespräch über die Dummheit der Lehrer, über die Güte von gebildeten Äpfeln und über die Schönheit von Glaskugeln. Der Herr kaiserliche Rat hat dann mit dem Jungen zusammen in einem Laden lichtblaue, grüngelbe und raubrote Glaskugeln von verschiedener Größe ausgefucht, die musterhaft glatt geschliffen waren und in ihrer leuchtenden Biersfarbigkeit ganz wunderbar schnell alle den Fußboden rollten. Herr Reichenberger ist an diesem Abend um einhalb Stunden später als sonst nach Hause gekommen. Aber die roten Baden in seinem frischen Gesicht waren an diesem Abend noch fröhlicher rot.

Heute abend hat den Herrn kaiserlichen Rat ein merkwürdig glühender Abendhimmel verführt. Die Sonne war gesunken, aber sie färbte im Untergang noch den Horizont. Ganz hell, beinahe zitronengelb im Osten, durchsichtig graublau im Westen, schimmerte ein dicht aneinandergesüßtes Meer von stöckigen Schäfchenwolken im zartesten Orange mitten am Himmel. Aber immer wieder schnitten die klobigen Umrisse der Zinsalernen das leuchtende Himmelsbild auseinander, dort, wo es am leuchtendsten war. Herr Reichenberger ging und ging, einer Licht entgegen, einem Ort zu, wo die Aussicht frei war. Er hatte es eilig, denn er fürchtete, es werde ganz Abend geworden sein, ehe er seinen vorläufigen Aussichtspunkt erreichen werde. Das Zitronengelb am Himmel wurde schon dünner, das Graublau dichter und nächtlicher und die orangefarbenen Schäfchen wurden allmählich weiß. Das ist ein Grund zur Eile. Aber als hätte der leuchtende Herbstabend alle Leute auf die Straße getrieben, alle Gassen waren voll mit Menschen und natürlich mit Leuten, die nur im Weg standen, die in festgefügt Gruppen die Wege verperrten oder, Arm in Arm, die Breite des Trottoirs besetzten. Freilich, man war schon in der Vorstadt, nach Feierabend. Niemals hat der Herr kaiserliche Rat so oft ausweichen müssen, niemals sind so viel Menschen in ihn hineingeraten, niemals war ein so unangenehmes Gedränge, wie an diesem Abend mit dem leuchtenden Untergang.

Er erreichte den Aussichtspunkt nicht mehr. Es wäre zu spät geworden, er fühlte sich ein klein wenig moor und lehrte um. Wie Herr Reichenberger durch die Hauptstraße des achtzehnten Bezirkes wanderte, da fiel es ihm auf, wie viel um ihn herum gelacht wurde. Er selber konnte die Ursache dieses freundlichen oder spöttischen Gelächters nicht sein, ihn schaute niemand an, seinetwegen drehten sich die Frauenzimmer nicht um, seinetwegen blieben sie nicht stehen, ihm sahen sie nicht nach. Sofort mußte erforcht werden, was los war. Und da entdeckte er plötzlich sechs Schritte vor sich ... er war hart vor Staunen ... seinen jüngsten Sohn, der, der im Sommer die Matura gemacht hatte, Arm in Arm mit einem Mädchen. Die Beiden gingen daher, wie nur ganz junge Menschen auf der Straße gehen können, total versunken ineinander, ohne eine Spur von Erinnerung, daß ihnen die ganze Welt zufah. Die Leute mußten wirklich stehen bleiben. Der junge Kerl sprach und sprach in das siebzehnjährige Mädel hinein und das Mädel lachte eine Zeitlang halblaut vor sich hin, bis sie mit einem klingenden Gelächter

nicht länger haushalten konnte. Über der Bursch (der übrigens die frisch-roten Baden seines Vaters hatte) sah sie das Mädchen unterm Arm und rebete um so erhiteter auf sie los. Niemanden schaute das Mädchen an, ihre lachenden Augen versanken im Anblick des schlanken Jungen neben ihr.

Die Weiber blieben stehen, wenn das Paar vorüberkam. Je älter die Weiber waren, desto unpassender fanden sie diese Liebespromenade. Männer kamen vorbei und verzogen die Gesichter zu ganz infamen Gelächtern. Gassenjungen auf dem Fahrweg saßen sich unterm Arm, neigten einander die Köpfe zu, und betriebten schwachend das instimmte Gekuschel.

Das Paar ging weiter durch das Gewühl und sah sich an.

Der Herr kaiserliche Rat kam ganz nahe. Er konnte die bei aller Heiterkeit zitternde Stimme seines Jungen hören, er konnte mitten im Lachen des Mädchens einen großen und ersten Blick gewahren, der seinem vorerbenden Sohn galt. Herr Reichenberger blieb zurück, um keinen Preis hätte er hier hockend oder auch nur aufpassen wollen, was hier leicht zu erfahren war.

Das Mädchen hatte jetzt ihren Arm aus seiner Hand lösen wollen.

Da fing der Vater einen Blick des Sohnes auf, einen Blick aus so ernstem, so strahlendem, so flehentlichem Augen und dann — ein kurzes Augenblicke des Mädchens, ein gültiges banges Lächeln.

Der Arm des Mädchens blieb weiter in der Hand des Jünglings.

Nichts als diesen Augenblick des Lächelns hatte der Vater gesehen (vielleicht auch noch den schwebenden Schritt des Mädchens wahrgenommen) und plötzlich rief es in ihm „Ja“ zum Willen des Sohnes. Ein feierlicher Wunsch regte sich in dem Vater. Etwas, das er zu sagen oder zu gebärden nie gewagt hatte, ein Segen.

Ganz nah hält sich der Herr kaiserliche Rat zu dem jungen Paar. Dann treibt ihn logisch wieder die Angst, so nah zu sein, zurück, so daß er seine Kinder fast aus den Augen verliert. Bald ist er so froh gelacht, daß er Luft bekommt, das Paar anzuspähen, dem lieben Mädchen freundlich in die Augen zu sehen und ihm zu sagen: „Ich sage ja zu Euch, ja! ja! Im nächsten Moment fürchtet er sich vor seiner Gutwilligkeit. Plötzlich fällt ihm ein, daß der Junge nicht einmal Geld genug bei sich hat, um Weiden ein Nachtisch zu kaufen. Dann lacht er über sich selbst, daß er den jungen Leuten jetzt Nahrungszorgen zumuten konnte.

Aber wenn jetzt ein neidisches Weibbild stehen bleibt und die jungen Leute begafft, wird der kaiserliche Rat wütend. Dann geht er, scheinbar abnungslos, von der entgegengesetzten Seite auf die Gassenrinne, tritt ihr wie unversehens größtlich auf die Fersen, entschuldigend sich ganz ergeben und lacht beglückt in sich hinein, wenn die blöde Gafferin ihrer Aufmerksamkeit gleich ihrer schmerz verletzten Zehe zuwendet. Den Gassenjungen, die das Paar höhnend kopieren, kann er glücklicherweise ein bißchen Zuderkwert anbieten, das er immer im Leberrock trägt. Mit ein paar Hellern vertreibt er sie ganz. Mannsleute, die lächelnd an den Kindern vorbeigehen, sieht der kaiserliche Rat, wenn die Leute stehen bleiben und wenn das Lächeln gar zu eilig ist, und armherzig zur Seite, natürlich mit der allerhöflichsten Bitte um Verzeihung.

So geht der Vater hinter seinem Sohn und der, die zu seinem Sohn gehört. Ohne daß es irgend wer bemerkt, schafft er die Gaffer und Reiber und Gassenjungen beiseite, verdrängt sich und schüßend alle, die die Verfunkenen weiden könnten.

Das Hellsche, das Grünblau, das Drangerot erlisch am Himmel. Es wird sehr dunkel.

Da biegt der kaiserliche Rat in eine lange, schlecht beleuchtete Gasse ein und geht sehr nachdenklich, ganz allein, den leeren Weg weiter.

— Erster Gedanke. Herr: Und was dachten Sie im Augenblicke der höchsten Gefahr, als das Protokoll den Morden aufriss, um Sie aufzufressen?

Afrikatourist (von Beruf Zahnarzt): Ich konstatierte schleimig, daß drei Badenzähne tunlichst bald plombiert werden müßten!

— Schluß. — Eisenbahnschaffner (zum Reifenden, der ihm ein gutes Trinkgeld gegeben hat): „Segen Sie sich nicht in den letzten Wagen, mein Herr, wenn ein Zusammenstoß stattfindet, leidet der Wagen am meisten.“

Reifender: „Ja, warum lassen Sie ihn denn nicht ganz weg?“